

A n h a n g.

(Zu Seite 1.)

Heine und ich hörten während unseres Aufenthaltes zu Bonn Arndt's Vorlesungen über deutsche Geschichte und über Tacitus Germania. Wir hatten, da wir uns gleichzeitig zusammen bei ihm dazu angemeldet, den alten Herrn, der damals noch in Kraft und Fülle der Jahre — er hatte das 50. Lebensjahr um ein's überschritten — von vorn herein liebgewonnen, indem er uns offen und traulich entgegenkam. Häufig suchten wir ihn gemeinschaftlich heim in seinem neu erbauten Tusculum hart am Rhein vor dem Koblenzer Thor. Das erklärt den Ton, worin der

Brief Heine's an ihn gehalten ist; und mit Heine's darin kundgegebener Ansicht über Göttingen'sche Zustände sympathisirte Arndt; es ergözte ihn, Anekdoten aus dem dortigen Professorleben zu erzählen. Auch nachdem wir Bonn verlassen, blieben wir brieflich mit dem würdigen, „treuen Eckhart“ in Verbindung; in Heine's nachgelassenen Papieren muß sich noch mancher Brief, wenigstens bis tief in die Vierziger Jahre hinein befinden. Auch ich besitze eine Reihe Arndt'scher Briefe, deren Veröffentlichung ihre passende Zeit finden wird. Zwei derselben, welche zwei von mir ausgeführte literarische Projecte betreffen, lasse ich hier folgen.

— Der Erste hat das von mir verfaßte Leben des Freiherrn von und zum Stein (Leipzig: Fr. Fleischer 1841. 2 Theile) zum Gegenstande, welches ich ihm widmete; es war die erste, durch den Druck veröffentlichte Biographie des großen, energischen Staatsmannes. Nach

Behandlung eines Er
Vertrages spricht mi

S. T.

Ich danke Ih
schen und für die
vorgebracht haben.
Sie ein schweres
nagt haben; es e
in dem Augenwe
zu fehlen, indem
auch ihre Ausfo
genommen hab
keineswegs fin
an einer gewi
ich jetzt nicht
Ihnen daru
Ich will sie
den Sie mir

Zusendung eines Exemplars dieses biographischen Versuches schrieb mir Arndt:

Bonn, 3. Mai 1841.

S. T.

Ich danke Ihnen von Herzen für das Geschenk und für die Ehre, die Sie mir freundlich dargebracht haben. Sie deuten selbst an, daß Sie ein schweres hohes Werk zu vollbringen gewagt haben; es enthält manches Tüchtige. Nur in dem Zeugenverhöre scheinen Sie mir zuweilen zu fehlen, indem Sie manche Zeugen und also auch ihre Ausagen und Urtheile als gültig angenommen haben, die es nach meiner Ansicht keineswegs sind, sowie das Buch hin und wieder an einer gewissen Ungleichartigkeit leidet. Wäre ich jetzt nicht zu sehr beschäftigt, so würde ich Ihnen darüber weitere Winke geben können. Ich will sie bis zu einem persönlichen Besuche, den Sie mir ankündigen, aufsparen.

Daß Sie mir zu meiner sogenannten Wiederherstellung *) Glück wünschen, dafür danke ich Ihnen. Mein König und Herr ist sehr gnädig gegen mich gewesen; aber Könige können Siebenziger nicht 20—30 Jahre zurückdatiren. Meine Zeit ist hin; ich habe kaum noch ein bißchen Abenddämmerungschein. Leben Sie wohl.

Der zweite Brief betrifft den von mir für 1843 herausgegebenen „Museum Almanach, mit Beiträgen von 150 Dichtern.“ (Leipzig: Fr. Fleischer 1843). Bei der öffentlichen Aufforderung zu Beiträgen für denselben hatte ich jedem Einsender die Wahl des Redacteurs freigestellt. Die Mehrzahl der Stimmen fiel auf Arndt, und so sandte ich ihm das Manuscript der eingegangenen Beiträge mit der Bitte zu, sich, wenn er es vermöchte

*) Arndt meint damit seine durch König Friedrich Wilhelm IV. erfolgte Wiedereinsetzung in seine Universitätsprofessur, aus welcher er seit dem Jahre 1820 in Folge der wider ihn verhängten Untersuchung wegen angeblich „demagogischer Umtriebe“ entfernt gewesen.

und seine sonstige Thätigkeit es zulasse, dieser Mühewaltung zu unterziehen. Er antwortete darauf mit folgenden Zeilen:

Bonn, 17. Juli 1842.

S. T.

Ohne daß Jemand wird sagen und klagen können, daß ich Ehren und Freundschaft ablehne, muß ich Ihnen Ihre Sendung zurückschicken. Hören Sie!

1. Ähnliches habe ich schon mehrmals Freunden abgeschlagen, also durfte ich jetzt nicht.

2. Aber ich bin krank und alt (73 Jahre), seit Jahr und Tag sehr leidend, also solcher jener Uebernahme völlig ungewachsen und jenes heiteren Sinnes entbehrend. Kaum kann ich Gleichmuth gewinnen, völlig beraubt der Ruhe, die zu dichterischen Uebersichten, Urtheilen und Freuden gehört.

3. Auch kann ich nicht mehr arbeiten wie

früher und mich in Correspondenzen oder dergleichen Weiterungen einlassen. Dazu — das begreifen Sie wohl — gehören Männer rüstiger Jahre und rüstigeren Geistes.

Für das Gedruckte meinen besten Dank. — Ich eile mit der Rücksendung, damit Ihr Plan nicht aufgehalten werde. Es thut mir leid; aber was ich nicht kann, darf ich nicht annehmen.

Ihr

E. M. Arndt.

Gedichte von

Herr

heiten zu

Dichter ist

ten jenes

einzelner

wäre, ich

denen wir

legen wir

tiefer erk

schleiert

Buch best

der Poesie

(Zu Seite 33).

Vaterländische Literatur.

Gedichte von H. Heine. Berlin 1822, in der Mau-
rer'schen Buchhandlung.

Herr Heine hat es uns bei einigen Gelegen-
heiten zu sehr verrathen, daß er ein denkender
Dichter ist, daß er genossen hat von allen Früch-
ten jenes Baumes, von dem die Poesie nur ein
einzelner Zweig ist, als daß es unsere Pflicht
wäre, schonend jene Gebrechen zu verhüllen, von
denen wir glauben konnten, daß derselbe sie ab-
legen würde, wenn er den Zweck aller Poesie
tiefer erkannt habe. Wir wollen daher unver-
schleiert die bittere Wahrheit aussprechen: Dieses
Buch besteht aus lauter Sünden gegen den Zweck
der Poesie. Wir wissen wohl, daß dieses Urtheil

sehr grell absticht gegen die andern Urtheile, die über Heine's Gedichte gefällt worden, und daß die meisten Leser derselben uns entgegen werden: Wir haben uns wenigstens bei diesen Gedichten nicht wie bei den gewöhnlichen Wasserversen gelangweilt, und die Wahrheit der Leidenschaft und Kühnheit der Darstellung, die darin herrscht, hat uns tief erschüttert.

Aber ist jenes Erschütterwerden, jener galvanische Stoß, der Zweck der Poesie? Nein, wahrlich nicht! Poesie soll wirken wie — Religion. Wie wir in der frühesten Zeit die Religion mit der Poesie Hand in Hand gehn sahn, wie die Poesie der Religion als Kleid und die Religion der Poesie als Stoff, als Seele, diene, so soll es auch jetzt noch sein. Wie es besonders der Zweck unserer heiligen christlichen Religion ist, die zerissenen Gemüther zu heilen, zu stärken, zu erheben, so soll sich auch unsere Poesie jenen Zweck vorzeichnen, und wenn es auch in ihrem

Wie sie liegt, die
wählen, und
Sprachen zu
geschickten, um
erschließen, um
anzulösen.
in den Geb
nicht allein
menie, wo
ausbrüche
sogar darü
dende Diffe
der alle B
und nirge
Friedens.
In H
heimliche
heit abfied
verzerrt wi
bietende G
Heine's

Wesen liegt, die Leidenschaften gewaltsam aufzuwühlen, und den Gemüthsturm mit seltsamen Sprüchen zu beschwören, so soll dieses doch nur geschehen, um die Leidenschaften desto milder zu versöhnen, und jenen Sturm in ein mildes Wehen aufzulösen. Betrachten wir jetzt den Geist, der in den Gedichten Heine's lebt, so vermiffen wir nicht allein jenes versöhnende Prinzip, jene Harmonie, worauf selbst die wildesten Leidenschaftsausbrüche berechnet sein sollten, sondern wir finden sogar darin ein feindliches Prinzip, eine schneidende Dissonanz, einen wilden Zerstörungsgeist, der alle Blumen aus dem Leben herauswühlt, und nirgends aufkeimen läßt die Palme des Friedens.

In Heine's Gedichten erblicken wir das unheimliche Bild jenes Engels, der von der Gottheit abfiel. Wir sehen hier: edle Schönheit, die verzerrt wird durch ein kaltes Hohnlächeln, gebietende Hoheit, die übergeht in trotzigen Hoch-

Heine's Briefe. II.

muth, und kolossalischer Schmerz, der sich anfangs windig gebährdet und endlich versteinert in trostloser Zerknirschung. Heine's Liebe ist nicht ein seliges Hingeben, sondern ein unseliges Verlangen, seine Blut ist ein Hölle Feuer, — sein Amor hat einen Pferdefuß.

Deshalb sind auch am schlechtesten und am klüglichen jene Gedichte ausgefallen, wo der Verfasser gewaltig zärtlich und schmachtend thut, namentlich die Minnelieder. Wahrlich, Herr Heine mit den zwei charakteristischen Seiten seiner Dichtart, Stolz und Hölle Schmerz, mußte einen sehr schlechten Troubadur abgeben, und mag wohl zarte Frauenherzen nicht sehr erbauen mit einem:

„Blutquell rinn' aus meinen Augen,
Blutquell brich aus meinem Leib,
Daß ich —“ (Seite 54).

Es ist sehr begreiflich, daß, obschon Herr Heine so unverzeihlich sündigt gegen den Zweck

der Poesie, sein
Wohlfühl so viel
an sich schon
welche letztere
Die Leute
moralische
die Acta
noch ein
dem Zwe
er das W
Das ganze
dichten.
wenig wie
des Merks
als die he
In allen
Objektivität
dichten,
gibt er ein
seiner Subj

der Poesie, seine Gedichte dennoch beim großen Publikum so vielen Beifall finden, da die Sünde an sich schon interessanter ist als die Tugend; welche letztere nicht selten sogar langweilig ist. Die Leute lesen lieber Kriminalgeschichten als moralische Erzählungen, lieber den Pitaval als die Acta sanctorum. Bei Heine findet aber noch ein anderer Umstand statt: je weniger er dem Zwecke der Poesie hulldigt, desto mehr hat er das Wesen derselben begriffen und beachtet. Das ganze Wesen der Poesie lebt in diesen Gedichten. Dies läßt sich nicht läugnen; ebenso wenig wie sich läugnen ließe, daß die rothe Fackel des Mordbrenners ein eben so ächtes Feuer ist, als die heilige Flamme auf dem Altar der Besta. In allen Gedichten Heine's herrscht eine reine Objektivität der Darstellung, und in den Gedichten, die aus seiner Subjektivität hervorgehn, gibt er ebenfalls ein bestimmtes, objektives Bild seiner Subjektivität, seiner subjektiven Empfindung.

Wir müssen diese Objektivität der Darstellung bewundern. Herr Heine zeigt sich hier als großer Dichter, mit angeborenem, klarem Anschauungsvermögen; er raisonnirt und reflektirt nicht mit philosophisch poetischen Worten, sondern er gibt Bilder, die, in ihrer Zusammenstellung ein Ganzes formirend, die tiefsten philosophisch poetischen Gedanken erwecken. Seine Gedichte sind Hieroglyphen, die eine Welt von Anschauungen und Gefühlen mit wenigen Zeichen darstellen. Diese poetischen Hieroglyphen, diese Bilderzeichen, diese Abbreviaturen von großen Gedanken und tiefen Gefühlen, sind allgemein verständlich, da sie besonders gut gewählt, klar und einfach sind. Der Verfasser hat nämlich bei seinen Gedichten die Bilder und Formen, kurz die Sprache des deutschen Volksliedes gebraucht zu den meisten seiner Gedichte. In allen herrscht jener populäre Ton, den unsere präziösen Anhänger eines herkömmlichen Schwulstes als einfältig belächeln,

und der in je
großen Dichte
Bürger ter
dem dieses
Heine. G
Augen; er
fellschaftlich
andre neu
ja ganze
net, und r
Heine hat
dichte, die
original
als der
seine hüb
Diebe zu
kenntlich
sie modisch
der die me
gung wun

und der in seiner wahren Einfachheit nur vom ganz großen Dichter erreicht werden kann. Seit Bürger kennen wir keinen deutschen Dichter, dem dieses so gut gelungen wäre als Herrn Heine. Götthe hatte ein ganz andres Ziel vor Augen; er gab dem Volksliede ein mehr theegesellschaftliches Kolorit. Dazu hat er, ebenso wie andre neue Volksdichter, Stoff, Wendungen, ja ganze Strophen alter Volkslieder sich zugeeignet, und neue Volkslieder daraus zusammengenäht. Heine hat hingegen das Verdienst: daß die Gedichte, die er im Volkstone geschrieben, ganz original sind, sowohl in Hinsicht des Stoffes, als der Wendungen. Er hat nicht dem Volke seine hübschen Ideenkleider gestohlen, sie, wie Diebe zu thun pflegen, neu gefärbt, um sie unkenntlich zu machen, oder in Fetzen zerrissen und sie mobisch wieder zusammengeschnaidert. Kez., der die meisten Volkslieder kennt, hat sich nicht genug wundern können, daß er in keinem der

Heine'schen Volkslieder den Stoff oder die Anklänge eines schon vorhandenen deutschen Volksliedes finden konnte, und hat sich herzlich gefreut, daß Herr Heine ganz den richtigen Ton derselben getroffen hat, ganz ihre schlichte Naivität, ihren schallhaften Tiefsinn, und ihren epigrammatisch humoristischen Schluß. — Wir können indessen die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bei all ihrer Vortrefflichkeit diesen Heine'schen Volksliedern etwas fehlt, was sie erst ganz zu Volksliedern stempelt. Letztere gründen sich nämlich bei allen Völkern auf die Geschichte derselben. Das spanische Volkslied bezieht sich größtentheils auf den Kampf mit den Mauren, das englische auf den Kampf mit der Hierarchie, das slavische auf die Bauernknechtschaft u. s. w.

Wie zersplittert auch die deutsche Geschichte ist, so hat sie doch manches ganz Charakteristische, und z. B. das Streben des dritten Standes, das Zunftwesen, die Glaubenskriege, der Meinungs-

kampf, sind bei
Volksliedern.
französischer
ächtes franzö
auf die fran
aus den Ge
lichkeit an d
Rechte kan
wie sehr
stehen mu
werden; u
Gegenwege
den Volks
daß in He
Geist, al
süddeutsch
nächste,
anspricht,
der wilde
licht seine

kampf, sind hervorstechende Elemente des deutschen Volksliedes. Wären Heine's "Grenadiere" in französischer Sprache geschrieben, so wäre das ein ächtes französisches Volkslied; denn es bezieht sich auf die französische Geschichte, und spricht ganz aus den Geist der alten Garde und ihre Anhänglichkeit an den Kaiser Napoleon. Mit besserem Rechte kann das "Lied des gefangenen Räubers," wie sehr es auch den übrigen an Gehalt nachstehen muß, ein echt deutsches Volkslied genannt werden; weil es historische Anklänge hat, die Hexenprozesse, die alte schlechte Kriminaljustiz und den Volksglauben. — Außerdem bemerken wir, daß in Heine's Gedichten zwar immer ein deutscher Geist, aber mehr ein nordisch-deutscher, als ein süddeutscher Geist lebt, so wie überhaupt das mächtige, trotzig Gemüth, das sich in denselben ausspricht, jenen Ländern zu gehören scheint, wo der wilde Boreas sich ausheult, und das Nordlicht seine abenteuerliche Strahlen herabgießt auf

wunderliche Felsengruppen, düstre Fichtenwälder und hohe ernste Menschengestalten.

In unserer Literatur hat noch nie ein Dichter seine ganze Subjektivität, seine Individualität, sein inneres Leben, mit solcher Keckheit und solcher überraschenden Rücksichtslosigkeit dargestellt, als Herr Heine in seinen Gedichten. Da die streng objektive Darstellung dieser ungewöhnlichen, grandiosen Subjektivität ganz das Gepräge der Wahrheit trägt, und da die Wahrheit eine wunderbar allbesiegende Kraft besitzt, so haben wir wieder einen Grund mehr aufgefunden, weshalb Heine's Gedichte bei den meisten Lesern einen so unwiderstehlichen Reiz ausüben. Aus dem Grunde machen Lord Byrons Gedichte in England so vieles Aufsehn; das Edinburgh-Review und die Magazins und die ganze Kritikergilde schreit „Zeter!“ und das lesende Publikum schreit „göttlich!“ Man hat noch außerdem zwischen Herrn Heine und dem sehr edeln Lord eine geheime

Bernardtsche
in tiefer Bem
Beider sind
dieselbe Unf
muth und
Deutschen
müthigkeit
ist noch je
Periffay
Schmerz
„Ich
Die m
Ich la
Und
Ich
Die
Ich
Die
So wie
„Du
Gefüh

Verwandtschaft bemerkt. Es ist etwas Wahres an dieser Bemerkung. Die geistigen Phisionomien Beider sind sich sehr ähnlich; wir finden darin dieselbe Unschönheit, aber auch denselben Hochmuth und Höllenschmerz. Bei dem jüngern Deutschen blickt noch immer die deutsche Gutmüthigkeit durch, und seine humoristische Ironie ist noch sehr entfernt von der eiskalten, brittischen Persiflage. Es liegt doch noch immer mehr Schmerz als Spott in den Worten:

„Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglogen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nisthern,
Und hämisch mich beschneffeln und begaffen.
Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufblähen zu stolzen Splitterrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich umdroh'n mit giftgetränkten Waffen.“
(S. 118).

So wie auch in den krampfhaftigen Worten:

„Du sahst mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und (be) gebrühten Pudeln,

Die mir den blanken Namen gern besudeln,
 Und mich so gerne ins Verberben züngeln.
 Du sahest oft, wie mich Pedanten hubeln,
 Wie Schellenkappenträger mich umkingeln,
 Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln,
 Du sahst mein Blut aus tausend Wunden sprudeln."

(S. 124.)

Herr Heine, bei seiner kräftigen und imposanten Subjektivität, durfte es wohl wagen, dieselbe dem Publikum in seiner ganzen Blöße darzustellen. Wenigen Dichtern möchten wir rathen, ein Aehnliches zu versuchen.

Ein nackter Thersytes wird immer mit Gelächter empfangen werden. Dies wissen unsere poetischen Thersytes sehr wohl, und sie sind beflissen, sich so tief als möglich einzuhüllen in den Mantel der Convenienzpoesie, sind ängstlich besorgt, daß aus den Löchern desselben ihre armselige Subjektivität nicht hervorschimmere, bemühen sich außerdem, mit ihren beweglichen Alltagsgesichtern die edeln Mienen antiker Heroenstatuen

nachprüfen,
 dem Idealist
 Poetie! Da
 schwall, jene
 setzen, und
 auf den wo
 ist schon g
 ehrwürdig
 ternißt v
 viele Dicht
 Zurückgeb
 Doch hab
 können, i
 hülle von
 gethan. -
 der Jogen
 Klaffigkei
 Blättern,
 feuriger S
 Schlegelia

nachzuäffen, und nennen das: ein Streben nach dem Idealischen, — antike, klassische, plastische Poesie! Daher jener gespreizte, vornehme Wortschwall, jenes Daherschreiten auf hohen Sprachstelzen, und jenes geringschätzende Herabschauen auf den wahren, schlichten Volksdichter. Die Zeit ist schon gekommen, wo man diesen Thyrsyten die ehrwürdige Toga vom Leibe reißt, und sie herunterwirft von dem hohen Kothurn. Wir haben schon viele Dichter, die durch eignes Beispiel ein solches Zurückgehn zur poetischen Wahrheit vorbereiten. Doch haben sich die meisten nicht entschließen können, in ihren Gedichten die letzte Konvenienz-
hülle von sich zu werfen; — und dies hat Heine gethan. — Wir haben hier angedeutet den Kampf der sogenannten Romantik mit der mißverstandenen Klassizität. Herr Heine hat sich einst in diesen Blättern, in einem polemischen Aufsatze, als ein feuriger Anhänger der romantischen Schule, als Schlegelianer, bekannt, und hat ebenfalls in sei-

nen Gedichten dieses Bekenntniß unverhohlen ausgesprochen. Doch müssen wir Herrn Heine selbst darauf aufmerksam machen, wie sehr er auch die Schlegelsche Schule durchgezangen sei, und sich an den belehrenden und „gütigen“ Worten A. W. Schlegels erkräftigt habe, so gehört er doch auf keinen Fall der Schlegelschen Schule an. Diese letztere, oder die romantische Schule par excellence, oder, um sie noch besser zu nennen, die asterromantische Schule, besteht aus zwei Elementen, die wir gottlob vergebens in Heine's Gedichten suchen, — Ritterthum und Mönchthum, oder Feudalwesen und Hierarchie. Reines Bürgerthum, reines Menschthum ist das einzige Element, das in den Gedichten Heine's lebt, und bis auf einige leise Anklänge, finden wir in denselben nirgends ritterliches Sporengelirr und kirchlichen Weihrauchdampf, die beiden Hauptbestandtheile des Mittelalters, und der nach dem Mittelalter schmachtenden Schlegelschen Schule; mit einem Wort —

Heine ist ein Dichter für den dritten Stand (tiers état).

Wir haben schon erwähnt, daß Heine's Gedichte sich durch Originalität auszeichnen. Dies ist ganz besonders der Fall bei den Traumbildern und Fresko-Sonetten. Erstere haben einen überraschend eigenthümlichen Charakter, wir wissen nicht, unter welchen Gedichtarten wir dieselben rubriziren sollen, und wir gestehen, daß Herr Heine unsere Literatur mit einer neuen Gattung Poesieen bereichert hat. Diese Reihe schlicht erzählter Träume, oder träumerischer Zustände, bildet gleichsam eine camera obscura mit einem von dunkelrothem Karfunkellichte beleuchteten Kristallspiegel, worin sich viele unheimliche Figuren, die theils fromme Engelmienen, theils entsetzliche Teufelslarven tragen, wunderbar hin- und herbewegen, und durch ihre tollen Gruppirungen und seltsamen Kämpfe, dem Leser das innere Leben des Dichters zur Anschaulichkeit

bringen. Dieses innere Leben ist aber blos ein poetischer Widerschein seines äußern Lebens, das der Dichter, mit einer seltenen Kraft, in den Fresko=Sonetten darstellt. Letztere sind nicht so poetisch wie die Traumbilder, aber sie sind weit pikanter. In den Traumbildern sehen wir einen Nachtwandler, der mit sonnambüler Klarheit die Geheimnisse des Lebens anschaut. In den Fresko=Sonetten sehen wir einen wachen Mann, der, vollen Bewußtseins, mit scharfen Augen in's Menschentreiben und in die eigne kranke Brust hineinschaut.

Was die Form der Heine'schen Gedichte betrifft, so wollen wir uns nicht zu pedantischer Sylbenstecherei herablassen, und wir wollen uns blos einige kurz zusammengefaßte Bemerkungen erlauben. Die Form der meisten Traumbilder ist höchst vernachlässigt. Herr Heine gefällt sich hier in Archaismen, kokettirt mit einer poetischen nonchalance, und will diesen Gedichten ein

grobes Holzsch
 ihr höchst poet
 mit der schick
 der Fall bei
 haben schon
 glänzendste
 dürfte. Der
 eigenen Be
 „Wir
 In
 und
 und
 Wir
 Volkstieber
 sehen, i
 Unter de
 „Den H
 in der H
 arbeitet.
 kleinen G
 Metriker;

grobes holzschnittartiges Ansehen geben, damit ihr höchst poetischer Stoff desto mehr contrastire mit der schlichten, kunstlosen Form. Dasselbe ist der Fall bei den meisten Minneliedern. Wir haben schon oben bemerkt, daß diese nicht die glänzendste Parthie des Buches genannt werden dürfte. Der Hr. Verf. befolgt nicht immer seine eigenen Worte:

„Phantastie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort das ist sein Schwert.“ (S. 93.)

Wir haben ebenfalls schon bemerkt, daß die Volkslieder, die unter der Rubrik Romanzen stehen, im ächten Volkstone geschrieben sind. Unter den eigentlichen Romanzen finden wir den „Don Ramiro“, so großartig und keck er auch in der Anlage ist, in der Form sehr flüchtig gearbeitet. Erst in den Sonetten und in einigen kleinen Liedern zeigt sich der Verf. als vollendeter Metriker; hier sehen wir Spuren der Schlegelschen

Schule, und der Kontrast, den der derbe Stoff der Fresko-Sonette mit ihrer kunstvollen zarten Form bildet, gibt denselben ihren größten Reiz. Aber durch seine Uebersetzungen aus Byrons Werken nimmt Herr Heine ganz und gar unsere unbeschränkte Achtung und unser höchstes Lob in Anspruch; wir erkennen in ihm den großen Meister, der bis in die tiefsten Tiefen des grammatischen Baues, des eigenthümlichen Wesens, und des geistigen Charakters unserer Sprache eingedrungen ist, und der die Meisterstücke fremder Literaturen mit der Treue eines Spiegels in's Deutsche zu übertragen versteht.

Wir wünschen, daß Hr. Heine die Winke, die wir ihm oben gegeben, benutzen möge. Wir können ihm bis jetzt eben so viel Tadel als Lob zumessen. Doch es hängt ganz von ihm ab, ob dieser Tadel nächstens ganz verschwinden kann. Die Natur hat ihn zu ihrem Liebling gewählt, und ihn mit allen Fähigkeiten ausgerüstet, die

das gehören, ein
lands zu werden
ob er es verzieht
zu sein als verließ
Christbaum.

Heine's

dazu gehören, einer der größten Dichter Deutschlands zu werden; es hängt ganz von ihm ab, ob er es vorzieht, seinem Vaterlande verderblich zu sein als verlockendes Irrlicht, oder als riesiger Giftbaum. — Schm. —

(Zu Seite 175.)

Ich habe die angezogene Nummer des Brockhaus'schen Literarischen Conversationsblattes zufällig aufgefunden und theile den darin enthaltenen, auf Heine's Tragödien bezüglichen Artikel mit, zum näheren Verständnisse des Heine'schen Briefes. F. S.

Neuere dramatische Dichter.

H. Heine.

Den Dichter muß man offenbar in ihm erkennen und freudig begrüßen, aber bei weitem mehr den lyrischen als den dramatischen. Er hat sich in der Form geirrt als er einige Romanzen dramatisirte. Wider seine Absicht, und der aufgedrungenen Form ungeachtet, sind seine

beiden Tragödien doch Romanzen geliebet. Ich abstrahire noch dazu aus diesen, daß dem Dichter die dramatische Anlage und ein solcher Gesichtspunkt eigentlich abgehe.

Wenn man seine Tragödien mit Aufmerksamkeit liest, wird man immer nur die Romanzen-Motive in die Scene gesetzt und die dramatischen verschwiegen finden. Daß er dies nicht fühlte, daß er seinen Stoff nicht gleich als undramatisch beurtheilte, zeigt eben, daß ihm der Blick dafür nicht gegeben ist. Die kritische Einsicht wird er später unbezweifelt erlangen, wenn er sich darum bemüht; er kann auch von dieser für einen neuen dramatischen Versuch Gebrauch machen, und es wird ihm ein solcher wahrscheinlich besser gelingen als die vorliegenden, aber es wird doch nicht sein eigentlicher Beruf sein, dem er darin nachgeht. Wo dieser so entschieden und glücklich im Phrysischen, im Liede für ihn gefunden ist, da sollte man nicht vielleicht Versagtes versuchen, und so

das Besitzende zu verlieren in Gefahr bringen, indem wir nach etwas Ungewissem haschen, wohin uns eine dunkle Sehnsucht treibt. Aber es ist eine Schwäche des Menschen, daß er immer das begehrt, was ihm nicht gewährt ist; und Mode ist es, Dramen und Trauerspiele zu schreiben. Das Versemachen ist leider so allgemein geworden, daß alles Interesse daran aufhört; Melpomene wird nur herauf beschworen, ohne zu bedenken, daß es viel leichter ist, etwas zu schreiben, was wie ein Gedicht aussieht und wohlklingend sich anhört, als was auch nur für ein Trauerspiel scheinbar passiren könnte. Von dem Genius spreche ich nicht, denn ein echtes Gedicht, ein schönes Lied ist eben so unsterblich als ein meisterhaftes Trauerspiel.

Uebrigens bekennen wir gern, daß auch Hrn. Heine's Tragödien sich in schöner Sprache leicht bewegen, und angenehm mit gesteigertem Interesse lesen lassen; nur sind es, wie gesagt eben

keine
finden
weber
diejem
beiden
fallen
ein P
cher
zu se
T
schade
wüßte
jogare
dene
wolle
darü
lichke
Verte
in ein

keine Tragödien. In der zweiten, Almanzor, finden sich übrigens moderne Motive, welche ihm weder der Stoff dargeboten haben kann, noch zu diesem und den benutzten Elementen passen; die beiden Betrüger, Don Enrique und Don Diego, fallen ganz aus der Geschichte, und sind überdem ein Paar widerwärtige Figuren, denen noch mancher Strich abgeht, um mit Wahrheit gezeichnet zu sein.

Das an schönen Liedern reiche Intermezzo schadet übrigens den beiden Tragödien. Ein gewisser Uebermuth und Kühnheit der Phantasie, sogar Ironie spricht aus vielen; seltene Gäste! denen wir ein nochmaliges Willkommen zurufen wollen. Ein anderer Ref. hat in diesen Blättern darüber berichtet. Keine Nachahmung oder Ähnlichkeit, aber eine innere, gleichsam musikalische Verwandtschaft im Anschlagen desselben Tones, in einem ähnlichen Tonfalle, in einer gleich leich-

ten Behandlung der Sprache und im glücklichen
Versbau mit den Liedern Wilhelm Müller's ist
mir darin aufgefallen. Doch wer weiß, ob dies
nicht mehr ein individuelles dunkles Gefühl als
etwas Wirkliches ist?

2
Jou
206
?
fest
Jou
anb
beite
nun
Der
Zeit
präg
?
Peste

(Zu Seite 101).

Die Stelle in Gukow's Forum der
Journalliteratur (Band 1, Heft 2, S.
206 folg.) lautet also:

Professor Gubiz, der Herausgeber des Ge-
sellschafters, hat, befeelt von dem Wunsche, sein
Journal gut auszustatten, zu Ende 1828 Preise
ausgesetzt für Diejenigen, welche die besten Ar-
beiten für den Gesellschafter liefern würden. Da
nun der bis zum 1. October 1830 verlängerte
Termin schon lange abgelaufen ist, so möchte es
Zeit sein, die Leistungen der Preisbewerber zu
prüfen.

Das alte Sprichwort, daß das Letzte das
Beste sei, läßt sich auf die humoristischen Auf-

sätze anwenden; denn keine der früheren Arbeiten hält mit der Donna Quixote de la Mancha von Friedrich Steinmann eine Vergleichung aus. Da Herr Steinmann mich, seinen unbekanntem Kritiker in Sonetten angerebet hat, so sehe ich mich genöthigt, ihm in ähnlicher Weise zu antworten:

Viel Dank, o Dichter, Dir für Dein charmantes
 Kurzweil'ges Märlein, das Du uns geboten.
 Was jagst Du vor dem kritischen Despoten?
 Da Du Bewährtes lieferst, längst Bekanntes.

Denn nachgeahmet hast Du dem Cervantes,
 Und Erbsen vorgefucht aus seinen Schoten.
 Allein wir zehren stets ja von den Todten,
 Und Aufgewärmtes ist nicht stets Verbranntes.

Auch daß Du mir gegriffen hast in's Handwerk
 Und kritisiert, will ich geduldig tragen:
 Denn brav gegeistelt hast Du manches Schandwerk.

Doch da zu Ende gehet mein Sonetto,
 Will ich, was wahr mir scheint, in Prosa sagen,
 Nicht fürchtend das, was Du noch hast in Petto.

Herr Steinmann hat, wie schon in dem Sonnett angedeutet ist, die ersten Kapitel des Don Quixote parodirt, und zwar sehr gut parodirt.

Der Inhalt seiner Erzählung ist folgender: Ein armes Dorffräulein (richtiger Landsfräulein), welchem die Romane von Claren und anderen literarischen Sansculotts den Kopf verschoben hatten, so daß sie an nichts anderes als an bildschöne Rittmeister und Lieutenants, unschuldige Entführungen und Verführungen dachte, faßte den Entschluß, in der Welt umher zu ziehen, um sich entführen zu lassen, und führt die erste Hälfte desselben auch wirklich aus.

Ihr Reisebegleiter ist ihr Schweinehirt, Junker Wiedehopf genannt. Da sich diese Schreckenspost verbreitet hatte, finden sich der Dorfkantor und ein alter Chirurgus ein, und halten Gericht über ihre Bibliothek. Einige schlechte Bücher werden hier kurz und gut kritisiert; doch hätte Herr Steinmann vielleicht noch schlechtere und

gelesenere auffinden können. Tromlitz, Blumenhagen, Spindler und andere fast- und marklose Scribenten, die man doch oft als lumina ausschreit, werden verschent, ingleichen Raupach und die übrigen Lohn-Bühnenbichter, mit Ausnahme von Zimmermann. Dagegen werden u. a. Sachen, die wohl Niemand als Verfasser und Setzer gelesen haben, z. B. der Horaz von Nürnberger und Kiemer's Gedichte scharf mitgenommen.

Es wird darauf die erste und letzte Tagereise des Fräuleins erzählt, auf welchen sie manchen Kerger erfuhr, worunter der bedeutendste der war, daß sie am Abend im Wirthshause ihren Oheim, den Ehrendomherrn Schmunzelbart, antraf, und bald darauf durch die Ankunft des Dorfkantors und Chirurgus überrascht wurde.

Weiter ist die Geschichte nicht ausgeführt. Herr Steinmann gibt nur noch an, daß das Fräulein nach einem von ihrem Oheim entworfenen Plane durch den Chirurgus mit Bei-

stand
Heimath
Ganzen
gejunten
eingestre
besenden
mag sel

U
ersehen
würdig
trachtet

stand des Kantors entführt, d. h. nach ihrer Heimath zurückgeführt sei. Die Ausführung des Ganzen ist sehr gut. Ueberall finden wir einen gesunden und kecken Humor, namentlich in den eingestreuten Parodien und Glossen, die wir als besonders gelungen bezeichnen müssen. Zur Probe mag folgende Stelle dienen:

Alte Tanten, Gouvernanten,
 Mobbepuppen, süße Herrchen,
 Und dergleichen Narr'n und Nörren
 Bilben's Heer der Dilettanten;
 Mit Geschnatter und Gegaacker
 Bauen sie das Reimfeld wacker,
 Laben sich mit manchem Trunke.
 Sagt, wo steckt bei dem Gelichter,
 Was allein nur schafft den Dichter,
 Echter Kunst geweihter Funke?

Aus dieser Uebersicht wird der Leser schon ersehen können, daß Herr Steinmann des Preises würdiger ist als irgend einer seiner vorher betrachteten Mibewerber. — Aber wird er ihn be-

kommen? — Ich zweifle sehr, oder weiß vielmehr fast gewiß, daß er ihn nicht bekommen wird, indem irgend ein guter Freund von ihm, vielleicht einer seiner Mitbewerber, entdeckt hat, daß einige der Gedichte, die er in seine Arbeit verwebt hat, schon früher in einem andern Journale gestanden haben. Daraus macht man ihm nun ein großes Verbrechen. Aber meiner Meinung nach ist es ärger, Stellen aus fremden Werken zu verkaufen, als Stellen aus feinen eigenen. Demnach möchte das Citiren von Lesefrüchten, Motto's und anderen Pfauensfedern strafbarer sein, als die Handlung des Herrn Steinmann.

Aber dem sei, wie ihm wolle, wenn wir auch alle abgedruckten Verse streichen, so bleibt die Donna Quirote doch besser, als alle bis dahin beurtheilten Arbeiten zusammen genommen, und auch von denen, welche im Jahre 1830 eingeschickt sind, möchte ihr schwerlich eine den Sieg

streitig
werden
schlecht ist

*) W
die ich
weiß daher
nicht. Je

streitig machen können, wiewohl nicht gezeugnet werden kann, daß keine unter denselben ganz schlecht ist. — *)

*) Mir ist nichts von dem Endresultate dieser Gubis'schen Preisbewerbung bis jetzt bekannt geworden; ich weiß daher weder, ob die Preise vertheilt worden oder nicht. Ich wenigstens habe keinen erhalten. F. S.

wer weiß viel
nicht bekommen
von ihm,
er, entdeckt hat,
in seine Arbeit
in untern Jahr
wacht man ihm
er meiner We-
und Fremden
ten aus seinen
ihren von Gef-
ändern (wai-
Herrn Stein-
wenn wir auch
so bleibt die
alle die dahin
kommen, und
er 1830 eing-
eine von Zug

(Zu Seite 144).

Der von Heine mir mitgetheilte Auszug aus dem Artikel der Revue des deux Mondes, dessen Verfasser, wie ein späterer Brief mir meldete, Herr Thomas, nach Taillandier der unterrichtete Kenner der deutschen Literatur in Frankreich, war, lautet also:

„Nous passerons beaucoup plus rapidement sur deux ouvrages, qui ne se ressemblent guère, et qui nous réunissons cependant dans une même indifférence, par-ce qu'ils marquent pour ainsi dire les deux extrémités les plus extrêmes de la ligne politique, dont nous avons attentivement étudié les parties vivantes.

C
minist
compil
à côté
le red
sieur
cela
fort i
corre
Rien
que
rien
muni
équi
abso
D
nace
toujo
s'incl
épou

C'est une brochure écrite par un communiste assez peu mitigé, c'est un gros livre compilé par un absolutiste déterminé. Placer à côté l'un de l'autre Monsieur *Steinmann*, le rédacteur de „Mefistofeles“, et Monsieur *de Kamptz*, l'ancien ministre d'état, cela paraît au premier abord une justice fort impertinente. C'est au fond le meilleur correctif, qu'on puisse leur donner à chacun. Rien n'est plus propre à fonder l'absolutisme que les théories sociales du communiste, et rien n'est mieux fait pour soulever le communisme avec tous ses désordres que les équivoques et les chicanes du jurisconsulte absolutiste.

Nous ne croyons pas beaucoup aux menaces des utopies violentes, et nous avons toujours pensé, que ceux, qui, en apparence, s'inclinaient le plus bas devant ce grand épouvantail du communisme n'étaient pas

ceux, qui en avaient le plus de peur, mais ceux qui prétendaient en tirer le meilleur parti: C'était une frayeur bonne à tourner contre les libertés raisonnables en Allemagne surtout, on n'y a point manqué. En Allemagne cependant le communisme n'est rien moins qu'original et profond; ceux qui les premiers l'ont prêché, sont venus purement et simplement se mettre à l'école chez nous; ils ont relevé de leur néant les grands hommes morts avec les sociétés secrètes, et ils ont été de l'autre coté du Rhin agiter leur défroque comme un étandard tout neuf. La plupart des publications communistes ne sont là-bas qu'une analyse ou une traduction des nôtres. Les „Reformateurs contemporaines“ de M. Louis Reybeaud sont une mine où l'on a singulièrement puisé, par-ce-qu'on en tirait la claire intelligence des systèmes; on n'a rejeté que la critique,

et, une fois le
pris, on s'est pr
teurs de ce ten
comme on sait,

M. Steinmann
chapitre, qu'il v
historique du pa
en Allemagne:

qu'abrégé ce q
tivement à l'An
Quant à l'A

ment son droit
nologique, et
réclame le m
des anabaptiste
examine ensui
et les moyens
simple: qu'on
mation et qu'o
cesse d'adjud
peine & suite.

et, une fois le point de départ ainsi compris, on s'est précipité sur les pas des novateurs de ce temps-ci; pauvres inventions, comme on sait, plus pauvres copies!

M. *Steinmann* annonce dans son premier chapitre, qu'il va raconter le développement historique du pauperisme et du communisme en Allemagne: la vérité est, qu'il ne fait qu'abrégé ce qui s'est écrit là-dessus relativement à l'Angleterre et à la France.

Quant à l'Allemagne, il lui réserve seulement son droit accoutumé de priorité chronologique, et prenant date en sa faveur, réclame le mérite de l'invention au nom des anabaptistes de Munster. M. *Steinmann* examine ensuite les causes du pauperisme et les moyens d'y remédier. Rien de plus simple: qu'on abolisse les impôts de consommation et qu'on proscrive le luxe, que l'état cesse d'adjuger ses fournitures au rabais;

qu'on fixe les salaires par un loi positive; qu'on interdise la spéculation commerciale sur les denrées; qu'on supprime les chemins de fer; qu'on limite la liberté de l'industrie, qu'on défende l'usure, et l'usure, pour l'auteur, c'est le prêt légal et l'usage même du crédit; qu'on entreprenne toutes ces belles réformes et bien d'autres encore, le pauperisme disparaîtra de lui même. Ce livre-là n'a jamais été et ne sera jamais dangereux.

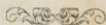
Celui de M. de *Kamptz* aurait pû l'être; mais la saison du péril est passée. L'ouvrage ne date cependant que du milieu de l'année dernière, et il est déjà condamné pour toujours au néant, c'est du travail plein d'érudition, de divisions et de subdivisions, très sérieux, très instructif, et personne pourtant ne le lira plus. D'ou vient ce malheur étrange? M. de *Kamptz* a fait un gros volume sur un petit discours du roi. Le

roi avait dit
que les promes
père en 1815
Frédéric Guill
Prusse une as
sentation du p
à Frédéric G
moins. M. de
pour prouver
Guillaume IV
Guillaume III.
une express
jamais été q
magne que d
représentation
se contenter
c'était chose e
fa l'idée d'av
royaume ent
hérésie au p

roi avait dit un jour de mauvaise humeur, que les promesses données par son auguste père en 1815 n'engageaient pas sa liberté. Frédéric Guillaume III. avait annoncé à la Prusse une assemblée nationale, une représentation du peuple: cela ne convenait plus à Frédéric Guillaume IV. pour l'instant du moins. *M. de Kamptz* a composé son livre pour prouver juridiquement que Frédéric Guillaume IV. avait raison, que Frédéric Guillaume III. s'était servi par inadvertance d'une expression équivoque, qu'il n'avait jamais été question en Prusse et en Allemagne que d'assemblées d'états, et non de représentation générale; qu'il fallait même se contenter d'états provinciaux, parceque c'était chose encore plus historique, et qu'enfin l'idée d'avoir un jour les états réunis du royaume entier était tout bonnement une hérésie au premier chef. Le roi ayant eu

maintenant le bon esprit d'adopter et de légaliser cette hérésie damnable, M. de *Kamptz* reste seul en compagnie d'un excellent livre, qui a eu le tort venir ou trop tard ou trop tôt.

Nous doutons fort qu'un à-propos quelconque remette jamais dorénavant ses théories à la mode; l'esprit bureaucratique est décidément vaincu, même en Prusse, par l'esprit national.



depter et de
able, M. de
que d'un ex-
venir ou trop

à-propos quel-
vant ses théo-
auratique est
Prusse, par

